

BUNTE WELT

Nr. 1

Unterhaltungsbeilage

1934

Der böse Geist

Von Henri Barbusse

Baniforo war plötzlich erwacht und froh bis zur Hüftentür. Schon lag ein von Blatterreflexen durchwobener Sonnenstreif auf dem Dorfplatz. Baniforo hatte franke, schielende Augen, kurze Beine, einen klobigen Kopf, den ein Haarwusch und Bart kohlschwarz umwucherten. An seinem Halsband aus Glasperlen hing der Hauer eines Ebers und ein Armband europäischer Fabrikats, das er einst als Abschlagszahlung für ein delikates Bildbret erhielt.

Er nahm Asagai und Vogen und griff sanft zupfassend, nach zwei Pfeilen, die im Leibe seines Vaters staken; dieser hatte sich seit drei Monaten von dem Blätterbett nicht gerührt, auf dem er tot dalag und noch immer seinen Sohn beschützte, indem er dessen Pfeile vergiftete. Dann deponierte Baniforo nach Väterfittte seine Pfeile im unförmig ausgelebten Ohrklappen.

Draußen redete sich der Zwerg auf den Beinen, wo irgendeine frühere Krankheit ganze Rosenkränze von Budeln hinterlassen hatte. Er blähte den Rumpf auf und seine blinzelfnden Triefausen blickten zum strahlenden Licht empor. Nachdem er aus dem geheiligten Weinhaus seiner Hütte, aus dem vertrauten Gestank heraus war, sog er tief die Luft Oceaniens ein, diesen ähnden Bildbret, der unauslösllich an Körper und Seele haftet.

Der Eingeborene verlor sich im Walde und kam zur Hütte Sagus.

„Verkaufe mir dein Haus am Strande“, sagte er — schon zum zehnten Male.

„Es ist schön“, erwiderte Sagus, „aus Stämmen, Aitwerl und Pandanusblättern, die Säuglingshaus, da es eine Ecke hat mit einem Tabu. Es beherrscht eine an Schiffbrüchen reiche, sehr reiche Durchsicht. Ist niedria, nicht zu entwurzeln. Sein Dach in der Welt bildet einen solchen Schild gegen den Sturm. Es ist schön, zwei und einen halben Sklaven wert, und zehn Arme Ambferdracht dazu.“

„Ich will das Haus, aber nur für zwei Sklaven; denn es wird von den bösen Geistern heimgesucht.“

„Nein, es gibt keine Geister in dem Haus; es hat keine Mängel!“ rief Sagus, indem er seinen Asagai seit umkrampfte, der in drei Spitzen, von toten Feinden stammenden Knochen endigte und von solchen getöteter Feinde starke.

Baniforo wich grollend, zähneknirschend zurück und schielte auf eine ganz unglaubliche Weise.

„Ich habe die Geister gehört“, sagte er „und andere auch.“

„Nein! Nein!“ brüllte Sagus, ganz bestürzt darüber, daß man den Wert seines Be-

stehes auf so schreckliche Art herabsetzte. „Es ist das schönste aller Häuser.“

Die lauten Ausbrüche dieser Unterhaltung riefen den König herbei, der in seiner um zwanzig Schritte entfernten Hütte sich am Rauche grünen Holzes berauschte. In der Umrahmung der Tür, wo Schwaden in die Augen heißenden Qualmes schwebten, zeigte der König sein Gesicht, das auf der Stirn schwarz, auf den Waden blau, rot auf der Nase bemalt war.

Gefolgt vom ersten Würdenträger kam er näher. Er war ein großer König. Seine Worte waren Dolche, seine Heberlegung Hinterhalt. Er besaß ein riesiges Herz, das sich von den Nieren bis zur Gurgel ausdehnte. Zehn Nasenringe aus Schildpatt trug er und in Näherform leuchteten Knöchel seiner Vorfahren um die Nasenflügel. Sein Haar war in kleine Köpfchen zusammengeflochten, von denen jedes aus acht Haaren bestand.

Ein Stück harten Holzes diente dem Hauptwürdenträger als Bekleidung und an seinem Handgelenk trug er eine Muschel. Er hatte am Bein eine Wunde, die ein Ketisch war und die er jedesmal, wenn sie heilen wollte, wieder öffnete; denn es war eben eine Ketischwunde.

Der Souverän ließ sich über den Gegenstand des Streites unterrichten.

„Viele haben das Gehen der bösen Geister in dem Hause am Strande gehört“, sagte Baniforo.

Trotz der Grimassen und Bewegungen Sagus, dessen Mund sich auf seinem dunklen Gesicht — von einem Ohr zum andern — wie ein Kollier aus weißen Perlen spannte, wurde diese Tatsache von Nisoi bestätigt, der, ein Dickbein tragend, vorüberkam und von Niobung, die, von Milch überquellend, ein Kerkel trankte. „Während der Nächte, wo der Mond in Gestalt eines Vumeranos leuchtet, hört man vom Haus des noch nicht massakrieren Missionars in der leeren Hütte Sagus Geschrei: das ist bewiesen.“

Der König schüttelte den Kopf, kehrte in sein Haus zurück, berauschte sich an Kava und schlummerte ein. Gegen Abend versammelte er die Bevölkerung, indem er auf die mit einem Menschenkopf verzierte Trommel, die sich auf dem Blake befindet, schlug.

Dem Ruf des Monarchen folgend, begaben sich die Eingeborenen nach dem unheimlichen Ort. In respektvoller Entfernung von dem Hause scharte sich das Volk zusammen.

„Hört!“ rief Baniforo, der voller Entsetzen in das Dunkel zurückwich.

Man lauschte angestrengt. Zuerst nichts; dann unterschied man aus der Richtung des Hauses unterdrückte Stimmen.

Viele Eingeborene klapperten mit den Zähnen und ergriffen die Flucht. Plötzlich hörte der Lärm auf.

„Wir müssen jetzt in das Haus gehen“, sagte der König, indem er seine kunstvoll gearbeitete Streitart schwang.

Vorsichtig betraten mehrere Mutige, von dem wiedererschienenen Baniforo geführt, in das Haus. Es war leer.

Dreimal erneuerte sich die unglaubliche Feststellung. Das Haus sprach in unterdrückten Tönen; wenn diese schwiegen und man eindrang — war nichts: die Geister bewiesen ihre Gegenwart durch Unsichtbarkeit. Baniforo wohnte dem Beginn der Beobachtungen bei.

Aber er hatte solche Furcht, daß er — ehe die Geister noch einen Laut vernehmen ließen — verschwand. Er war niemals in dem Augenblick anwesend, wo die übernatürliche Stimme hörbar wurde.

Was tun? Sollte man wirklich, wie das angezeigt erschien, den Besitzer eines solchen Hauses niedermekeln?

Die Meinungen der Weisen waren geteilt. Man wandte sich mit Anfragen an die anderen Inseln des Archipels; nach Tahori, welches an manchen Tagen bebt und raucht wie der Rand eines Topfes, in dem es kocht; nach Barua, wo die Köpfe der Häuptlinge in den Körpern getrockneter Haifische aufbewahrt werden, nach Atoli, dessen Bewohner als allzu starke Raucher kaum genießbar sind. Keine befriedigende Antwort traf ein.

Da beschloß Sagus, sich seines Hauses — selbst um den Preis eines Opfers — zu entledigen. Er schenkte eine Frau und verzichtete auf den ihm vielleicht zufallenden Teil des Missionars und bestimmte Baniforo, der Besitzer des Hauses zu werden.

Und seit diesem Tage enthielten sich die Geister jeglicher Manifestation!

Da begann Sagus selbst nachdenklich zu werden. Gewisse, Baniforo entschlopfte Worte überraschten ihn. Er dachte angefirengt nach. Manchmal hielt er mitten im Gehen inne und suchte irgendetwas zu begreifen. Er murmelte befremdende Drohungen. Eines Tages kniff er sein Auge zusammen; er suchte den König auf.

„Ich hörte die Geister wieder üblen Lärm in Baniforos Hause verursachen“, erklärte er. „Baniforo muß entschieden getötet werden, damit sie schweigen.“

Im Prinzip war der König einverstanden; aber man mußte sich völlige Klarheit verschaffen. Sagus rottete die Einwohner zusammen und veranlaßte sie, in der Nacht zu dem Hause am Strande zu gehen. Sie warteten im Halbkreis. In der ersten Reihe

stand Vaniforo, laut lachend im Gefühl stolzer Sicherheit. Aber das Haus sprach...

Was tat das Vaniforo? Er lachte, so wild er konnte, schwang seine Ebenholzkeule, sprang aus der vor Entsetzen gelähmten Gruppe und stürzte, während das Haus redete, hinein.

Das Haus stieß einen Schrei aus; dann schwieg es. Vaniforo kam sofort wieder heraus und hielt den Kopf Sagus in erhobener Hand.

„Er war es, der die Geister beleidigte, indem er an ihr Dasein glauben machte“, rief er.

„Er wird gegessen“, sagte der König, dessen Justiz ebenso summarisch wie logisch war.

Und er hatte recht. Im sozialen Leben kommt es nicht so sehr darauf an, gute Ideen zu haben, als sie im günstigen Moment zu verwirklichen. Er hatte recht. Er war ein großer König.

Als ich nach einiger Zeit von einer Reise nach Venezuela wieder nach Willemstad kam, besuchte ich mit einer deutschen Gesellschaft unter Führung des Holländers, der den Ehrgeiz hatte, den Fremden sämtliche Sehenswürdigkeiten Curaçaos zu vermitteln, einige Nachtlofale. Man kann sich kaum schauligere Vergnügungsorte vorstellen als die Buden, in die heitere Grammophone und fürchterlich geschminkte Negerinnen die Passanten zu locken versuchten.

Hat man diese Spielunken gesehen, begreift man erst den Stolz der Willemstader auf das „Masino“. Das ist ein scheunenähnlicher Saal mit japanischen Dekorationen, von Lampions in malerisches Halbdunkel gehüllt, mit einem richtigen Orchester und Tanzdamen, die alle weiß sind.

Es war ziemlich leer im Saal, nur wenige Tische waren besetzt von Touristen und Seelenten der höheren Gehaltsklassen. Die Tanzdamen, die unbeschäftigt in einer Ecke zusammenhingen, lärmten mit gemachter Fröhlichkeit. Diese Frauen, die aus den verschiedensten Ländern hier gestrandet waren, hatten miteinander eine merkwürdige Ähnlichkeit. Nur eine unterschied sich von ihnen durch ihre Schwerefüßigkeit und Verfunkenheit. Sie kam mir bekannt vor.

„Ist das nicht die Citrus-Plantagenbesitzerin?“

„Ja, sie ist es. Sie ist ihrem Manne davon gelassen. Er ließ sich nicht dazu bewegen, seine Plantage aufzugeben. Ich glaube, für die Rückkehr hatte sie kein Geld, ich fürchte, sie wird bald merken, daß sie auch jetzt nur in einer Wüste lebt.“

„Und er, der Mann?“

„Er hat sich schnell getrübt, wie Menschen, die unbedingt etwas erreichen wollen. Er will zu Geld kommen. Nun hat er eine Negerin zu sich genommen, eine schiefgewachsene, aber große und starke Frau, die umsonst für ihn arbeitet. Er denkt an nichts weiter, als reich zu werden. Er harret aus in der Wüste, um sich aus ihr zu retten. Aber es ist eine Frage, ob ihm das je mit seinen kleinen Mitteln gelingen kann. Wird nicht auch er zum ewigen Wüstenleben gezwungen sein?“

Frauen in Curaçao

Von Maria Leitner.

Kaktien wirken hübsch in einer gepflegten Wohnung oder in den Schaufenstern luxuriöser Blumenengeschäfte. Aber in der Natur, wo sie ungehemmt wachsen dürfen, haftet diesen stacheligen Ungetümmen etwas Böses an. Sie sind die üppigen Blüten der Unfruchtbarkeit. Je härter, trockener der Boden ist, um so stärker und mächtiger schnellen sie in die Höhe.

Im Innern der Insel Curaçao kann man kaum etwas anderes entdecken, als diese phantastisch verzerrten Pflanzen, Symbole der Arztheit. Die Fahrt unternahm ich auf den Rat eines Holländers, der die Citrus-Plantagen besonders pries, der aber in Wirklichkeit seiner Landsmännin, der Frau des Plantagenbesizers, einen kleinen Gefallen tun wollte, weil sie so einsam und abgeschlossen lebte.

Der Plantagenbesitzer belieferte eine Spiritusfabrik in Holland, die den berühmten Curaçao-Liför herstellte. Denn nicht nur Kaktien wachsen auf der Insel, sondern auch die Früchte, die mit ihrem bitteren Aroma die Insel weltberühmt gemacht haben. Diesen Beigeschmack verdanken sie sicher ihrem schweren, entbehrensreichen Leben. Die Citrusbäume sind knorrig, sie sind schief gewachsen, wie es ihnen die Richtung des Windes vorschrieb. Doch noch schwerer ist das Leben der Menschen, die sie pflegen.

Das Haus des Plantagenbesizers war eine Wellblechhütte, fast so schief wie die Bäume, die es umringten. Um die Wassergisternie in der Nähe sprang eine magere Ziege, sonst konnte man kein Zeichen des Lebens entdecken.

Erst als sich das Auto der Hütte näherte, erschien in der Tür eine Frau. Sie sah müde und vernachlässigt aus.

Sie näherte sich dem Auto. Ihr Gesichtsausdruck wurde lebhaft.

„Ich habe Sie schon von weitem gehört, aber ich dachte, ich bilde es mir nur ein, das geschieht mir öfters. Es scheint mir, es nähert sich Menschen, Fahrzeuge, aber wenn ich herauskomme, ist es nichts. Ich habe nur das Geräusch der Wasserpumpen-Windräder gehört.“

Sie lud mich in das Haus ein, das sehr primitiv eingerichtet war. Dann wollte sie Kaffee kochen.

Das Wasserholen verriet viel von ihrem Leben. Sie hatte eine große leere Konfektbüchse, die an einem Bindfaden hing, in die Zisterne hinabgelassen. Als sie die Büchse heraufholte, war kaum Wasser drin. Es dauerte lange, bis es ihr gelang, genügend Wasser zu schöpfen.

„Es ist fürchterlich, die Trockenheit, seit Monaten warten wir vergeblich auf Regen. Manchmal muß ich weit wandern, bis ich eine Zisterne finde, in der noch genügend Wasser

ist. Für meinen Mann ist das wichtigste, daß wir für die Plantage Wasser haben, aber mich macht das Leben in dieser Wüste halb wahnsinnig. Ich habe ein so schönes, ruhiges Leben gehabt in Leyden. Ich hatte jede Bequemlichkeit, von der man hier nicht einmal träumen kann, und ein so großstädtisches Leben. Dann lernte ich meinen Mann kennen, der auf Besuch aus Westindien kam. Er erzählte von seiner Citrus-Plantage und daß er bald reich sein würde. Mir schien das alles märchenhaft und wunderbar. Als wir hier ankamen, dachte ich, alles wäre nur ein böser Traum.“

Der Holländer, scheinbar zufrieden und pflegemäßig, zeigte mit Stolz seine Plantage. Die Art seiner Erklärungen bewies, daß er den Traum, durch sie reich zu werden, keineswegs aufgegeben hatte.

„Hier muß man nur Ausdauer haben, aber es ist wohl schwer für eine Frau, das zu verstehen“, sagte er und sah verflohen nach seiner Gattin.

Diese schwärmte jetzt von Willemstad. Das waren die Lichtpunkte ihres Lebens, wenn sie nach der Hauptstadt der Insel fahren konnte. Ihre Worte beschworen eine märchenhafte Großstadt, die alle Freuden und Annehmlichkeiten der Welt bot. In Wirklichkeit war dieses Willemstad ein kleiner Hafenort, in dem sich alle Klassen mit ihrem Elend und Schmutz vermischten.

Der „Wreller“

Sriminalnovelle von D. Kander.

Der Vorhang hinter dem zweiten Akt des „Maskenballs“ hauchte sich bei starkem Applaus des vollbesetzten Hauses gesenkt, die große Pause begann, fast alles erhob sich von den Plätzen und ergoß sich in die Klute im Erdgeschoss und weiter oben. Auch in die Logen drang Licht. Nur eine einzige schien dunkel bleiben zu wollen, es war die vierte von links und jetzt klopfte eben einer der Logendiener höflich an die Polstertür.

„Was ist los?“ ertönte eine unwillige Stimme von innen.

„Ein Herr möchte Sie im Nebensalon sprechen.“

„Wer will mich sprechen?“ Die Stimme schien etwas erschrocken.

„Der Herr nannte keinen Namen, er sagte nur, daß es sich um ein paar Worte handle, um wenige Minuten...“

Nun, sagte sich der Logeninsasse, der schon seit längerem ein erfolgreiches Debut unter dem Namen Conte Mario aus Turin gab, die Polizei pflegt sich anders anzukündigen. Ganz

abgesehen davon kann mir die Polizei nichts anhaben, denn es gibt einfach keine Beweise gegen mich. Vielleicht handelt es sich um irgendeine gesellschaftliche Angelegenheit...

Er erhob sich und folgte dem livrierten Diener in einen der kleinen Salons, wie sie in großstädtischen Opern den Logenbesuchern zur Verfügung stehen. Als er eintrat, erhob sich ein einsamer Herr von einem Tische und machte eine kleine Verbeugung.

„Conte Mario...?“

„Ja, aber mit wem habe ich...“

„Das ist im Moment nebensächlich. Warum, werden Sie gleich einsehen. Bitte nehmen Sie doch einen Moment Platz.“

„Ich setze mich nicht mit Unbekannten an einen Tisch...“

„Wirklich nicht, Herr Adolf Singer aus Hamburg, wenn ich nicht irre?“

Conte Mario wäre noch erheblich bläß geworden, wenn er nicht im Lauf der Zeit sich ein erhebliches Maß äußerlicher Weisung angeeignet hätte. Aber immerhin es

nügte die Nennung seines „eigentlichen“ Namens, daß er sich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, an den Tisch setzte.

„Was wünschen Sie von mir?“

„Das Hebliche...“

„Was heißt das?“

„Das Hebliche. Das bedeutet in meinem Falle 25 Prozent.“

„Ach verstehe Sie nicht.“

„Mein lieber Herr Singer, Sie sind ont nicht so schwer von Begriffen. Sie waren vorgestern bei Kommerzienrat Wienbold eingeladen. Am nächsten Tag vermischte man dort Schmutz im Werte von ungefähr einer halben Million Mark. Sie haben diesen Schmutz gefeuert in Ihrem Zimmer im Hotel Anglais an den holländischen Diamantenhändler Luppiter um ein Fünftel des Werts veräußert. Das sind hunderttausend Mark. Mein Anteil daran beträgt also 25.000 Mark. Sie tragen, wie alle Diebe, die Banknoten bei sich. Wollen Sie also, bitte, bar auszahlen.“

„Sie können mir gar nichts beweisen!“ rief Conte Mario, eigentlich „Herr Singer“, hervor.

„Aber, mein lieber Freund“, sagte der andere sichtlich gelangweilt. „Mir brauchen Sie auch gar nichts zu beweisen. Ich bin ja kein Polizist. Ich sehe Sie auch nicht zur Rechenschaft. Das geht mich gar nichts an. Ich bin im Gegenteil an Ihrem Tun lebhaft interessiert, denn von Ihnen und Ihresgleichen lebe ich ja...“

„Sie sind also ein Preller, Sie gemeiner Hund...“

„Wenn Sie es so nennen wollen. Sie sind also im Wilde. Wenn Sie mir nicht meinen Anteil zahlen wollen, kann ich Sie dazu nicht zwingen. Aber ich müßte dann...“

„Ich weiß. Ein Preller verrät ohne weiteres. Ich zahle, Sie Canaille.“ Er griff in die Brusttasche. „Donnerwetter, natürlich, ich habe meine Brieftasche in meinem Mantel.“

„Ich begleite Sie“, lächelte der Preller maliziös. „Dabei habe ich wohl das Glück, der Dame vorgeschickt zu werden, die in Ihrer Gesellschaft ist?“

Die beiden begaben sich langsam und unauffällig zur Loge. Der Preller bestand ebenso unerschütterlich wie liebenswürdig darauf, daß Conte Mario voranging und schloß dann hinter sich die Logentür. Gleich darauf wollte er mit einem Ruck zurückspringen; aber zwei stämmige Gestalten hielten ihn wie in einem Schraubstock fest. Heißes metallisches Klirren ertönte: der Preller hatte die bekannte „betende Haltung“ eingenommen.

Conte Mario aber nahm sich mit einem erleichterten Seufzer die Perücke ab, den Schnurrbart und das Monokel und wuschte sich die Schminke mit einem Taschentuch ab.

„Kommissar Tesch!“ rief der Preller aus.

„Stimmt“, sagte dieser lachend. „Den Conte Mario hat es nie gegeben. Den spiele ich seit zwei Monaten mit der einzigen Hoffnung, endlich den „Preller“ zu erwischen. Der Diebstahl bei Kommerzienrat Wienbold war eine abgefartete Sache, ebenso der vermeintliche Verkauf der Beute im Hotel Anglais. Ich mache Ihnen das Kompliment, daß Sie mich glänzend „beschattet“ haben. Es tut mir eigentlich nur leid, daß die internationale Hochkaplexwelt aufatmen wird, wenn Sie von Ihrer Verhaftung hört. Darf ich übrigens bekannt machen: Fräulein Kriminalsekretär Tesch — der Preller! Es hat uns alle sehr gefreut!“

Das Mädchen hinter den Palmen...

Bericht vom Leben in Beisan.

Von Erich Gottgetreu.

In der lächelnden Armut ihrer zwölf Leuze steht Sarife hinter mir, Tochter eines armen Beduinen aus den blauen Bergen Transjordanien, behängt mit einem weinroten Gewand, das die Herrin, meine Gastgeberin, ihr schenkte.

Sarife — zu Deutsch: die Schöne — will wissen, an wen der Herr den langen Brief schreibt.

Für dich, holde, kleine Sarife, wäre der Brief bestimmt, wenn der Herr arabisch schreiben und Sarife lesen könnte. Denn in dir, Sarife, ist der Orient, dem der Herr verfiel...

Das Haus, in dem ich in Beisan, der arabischen Stadt im Nordosten Palästinas, wohne und in das mich die Aerstin des Ortes, eine seiner wenigen Europäerinnen, einlud, ist einstöckig, zweiräumig, hitzefrei und unbermeidlich, amiesenerfüllt. Zur linken Seite des Hofes, im Nachbargrundstück, waltet die englische Regierung ihres Amtes. Mir bleibt jedoch der Einblick in die englische Politik versagt, weil eine überdimensionale Mauer die private Welt von der amtlichen trennt. Die Araber verlangten so vermauert zu leben, weil sonst zu leicht neugierige Männerblide die schweigende Würde ihrer Frauen lästern könnten.

Der Blick nach rechts führt in einen Wald üppiger Bananenstauden. Schwer schwanen unter den langen Blättern die fruchtbefekten vieladigen Dolden.

Ihre Praxis übt die Aerstin in zwei isolierten Räumen aus. Tageweit reicht der Ruf ihrer Kunst; tief aus Transjordanien, zu Kamel, zu Pferd und Esel, kommen die Beduinen zur Göttin des heilenden Kranzes. Geduldig sitzen und liegen die Leidenden vor dem Haus, bis die Reihe an sie kommt. Jeder bezahlt in bar: fünf bis fünfzehn Piaster für eine Konsultation.

Zwischen den Fellachen hoden ein paar medizinbedürftige Polizeibeamte. Sie gehen lieber zur europäischen Privatärztin, als zum arabischen Regierungsdoktor. Die Aerstin hat ein gutes Herz und verordnet längeren Krankheitsurlaub.

Verständlich, daß unter diesen humanen Umständen gestern der Polizeichef zur Aerstin kam und „Dehalib!“, hab Erbarmen rief; „— hab ich doch fast keine Mannschaften mehr!“ So wehmütig war seine Klage.

Natürlich braucht auch Beisan seine Polizei. Findet am Donnerstag nicht vor den Toren der gewaltige Markt statt, so umfangreich, daß er mit Geseh und Uniform geregelt und überwacht werden muß? Pluten hier nicht aus allen Enden die Söhne des Morgenlandes zusammen, ein wogender Strom, ein handelsdes Meer?

Glückhemmungskette Kamelkarawanen, starkköpfige Kinder, apathisch einbertrottende Schafe, herrlich gefattete Pferde, in dieser Tierwelt wandelnd Jünglinge und Männer in prächtigen Mänteln über weitpumpigen Hosen und unter Regen und Tarbusch — ein Jugendtraum wird Wirklichkeit: alle Zirkusse Europas sind auf einem Platz versammelt und

aus tausend und einer Nacht wird ein Tag des Jahres 1933.

Folgende „Nichtpreise“ ermittelte ich auf dem Markt von Beisan: ein Kamel kostet 12 Pfund, eine Kuh 1.50 bis 3 Pfund, ein Schaf 80 Piaster (ein Piaster = 15 Pfennig, 1 Pfund = 100 Piaster), 1 Hotel (2 1/2 Kilo) Weintrauben 1.50 Piaster, 1 Hotel Bananen 2 Piaster, 1 Kilogramm Zwiebel 3 Millim (5 Pfennig). Zwischen Käufer und Verkäufer verdienen noch Makler ihr Teil. Die Interpächter des Marktes verlangen von jedem Geschäft 2 1/2 Prozent Umsatzbeteiligung. Der Hauptverpächter ist die Regierung: sie bekommt von den Interpächtern pro Jahr 400 bis 500 Pfund.

„Eine hübsche Summe; und dabei erzielen wir wirklich keine guten Preise mehr“, sagt meines Führers Freund, ein Beduine vom Stamm der „Sagr“ (Falken); „man sollte jetzt wenigstens auf Zwiebeln einen Einfuhrzoll legen...“

Die noch nicht sehhaften, aber im allgemeinen nur die Beisäner Zone durchschweifenden Sagrs leben in Zelten aus Ziegenhaar, aber so rückständig sind sie nicht, daß sie nicht auch mit Böllen und schwierigeren volkswirtschaftlichen Begriffen umzugehen wüßten.

Sarife springt wie eine Gazelle neben uns her.

„Sarife, was wird geschehen, wenn wir deinen Vater treffen? Was wollen wir ihm sagen, wenn er dich zurückverlangt?“

„Dann laufe ich fort, verstecke mich bei meinen Freunden hinter den Palmen und komme erst nach drei Tagen zurück, wenn der Vater jenseits des Flusses ist.“

„Aber Sarife, warum willst du nicht nach Hause zurück?“

„Ich wurde so viel geschlagen und bekam so wenig zu essen.“

Am Nachmittag gehen wir durch verschiedene „Lokale“ Beisans; die größeren von ihnen verabsolgen außer Kaffee, Limonade und Eis auch Grammophonmusik. Die Gäste sitzen vor den Türen: bei der Wasserpfeife, bei der Unterhaltung, beim Tauschgeschäft. Einem Fellachen nehmen sie für ein Taschentuch ein Huhn ab! Einem anderen für eine kleine Messingschlüssel einen ganzen Hammel.

Ein armer Bauer will bei einem Händler Geld leihen. Er bekommt den Betrag unter der Bedingung, daß er ihm in Zukunft alle seine Ware für die Hälfte des Preises liefert... Und der Bauer geht unter dem Druck der Not auf den Vorschlag ein.

Bei sinkender Sonne begleitet mich Sarife zum „Tel“, dem Berg vor der Stadt, dem seit Jahren schon Professor Kibgerald von der Universität Philadelphia das dreieinhalb Jahrtausende alte „Schothopolis“ in unermüdlicher Forschungsarbeit entgräbt und enthadet.

Der fleißige Professor zeigt sein Werk mit der Liebe und Leidenschaft des Fachmanns: Trümmer, aber Trümmer, über denen er nun schon seit zehn Jahren sitzt oder vielmehr steht,

Im Konzentrationslager

Alles dies, den lehmigen Grund, bestreut mit Schlacken, die Gräben rings, die unter Wasser stehen, die sandgeteerten Dächer der Baracken hab ich vor Jahren schon einmal gesehen. Wie heut verfilzte Stachelndraht die Posten, nur trug ich damals selbst Montur, Gewehr und Bajonett und stand vorm Gitter Posten und meine Beine waren nicht so schwer.

Doch stumm wie heute hätte ich die Schnallen und prekte meine Schläfen an die Wand nachts, wenn es niemand sah; beim Händeballen war's, daß ich Stück für Stück die Welt verstand. Und als ihm später alle dort entrannen, bekämpfte ich den Zwang in kalter Wut, im Haus im Saal und bei den Schmierölkannen, bis man uns sah; und man sah gut.

Den einen wird man packen und erschlagen, wenn er vor Früh auf die Latrine geht; den andern wird man erit ins Ruhsthaus tragen, wenn kalt der Schweiß ihm auf der Stirne steht. Stumm sein, sie werden einen von uns biegen... es braucht vielleicht ein Menschenleben lang, doch nichts kann auf die Dauer unterliegen, was in uns lebt; was hält es schon der Zwang. Theodor Kramer.

mit dem Notizbuch in der Hand, sorgsam Hund um Hund notierend. Die griechisch-römische Zeit Alt-Beifans ist schon freigelegt: Häuserblöcke, Straßen, Mosaik und Säulen zeugen davon; jetzt lebt Spatenstich um Spatenstich, Stein um Stein, Krug um Krug die jüdische und kanaantische Zeit auf, gleichsam, bis zu Abraham zurückreichend. In der römischen Zeit war Scythopolis-Beifan eine der bedeutendsten Städte Palästinas, des Altertums überhaupt. Und wohl eine der lebenslustigsten Städte: Reste eines gewaltigen Amphitheaters sieht man im Tal vorm Tel.

Mit viel Geschick befreien die Arbeiter die Reste des Lebens vom Schutt der Ewigkeit. Schwarzgeleidete Frauen schaufeln die Erde in Körbe, die sie auf dem Kopf bis an den Mund des Berges tragen und dort entleeren.

Plötzlich klingt eine Gade an etwas Hohles.

Belustigt wird das Hundstüch freigelegt: ein wunderschöner Krug, seit dreieinhalbjahrtausenden seiner Bestimmung entzogen, überweht, überhaubt, vererdet.

Sarife steht gelangweilt dabei. Anscheinend ist ihr Interesse für Archäologie begrenzt.

Die Koffer sind gepackt.

Sarife hat mir durch Zmadmuth, die alte Bedienerin des Hauses, sagen lassen: der Herr möge sie doch mitnehmen, der Herr brauche nicht ein einziges Schaf für sie zu zahlen.

Nun frage ich das Mädchen selbst: „Wo willst du denn hin, Sarife?“

Und sie antwortet: „In die Welt —.“

Wissenswertes Allerlei

Im Wissenschaftlichen Museum in Süd-Angington befindet sich eine interessante Ausstellung chemischer Produkte, die unter hohem Druck zu festem, gebrauchsfähigem Material werden. So liefert das aus der Milch gewonnene

Kasein elfenbeinartigen Stoff, der zur Herstellung von Messergrieffen, Zigarettenboxen und dergleichen benutzt wird. Daneben findet man Möbel, die durch ein schwieriges Verfahren aus Kohlensteine gewonnen sind. Sogar Flugzeuge werden jetzt schon aus solchen chemischen Ersatzstoffen hergestellt, ja, man hofft, auf diese Weise nächstens sogar einen ganzen Eisenbahnzug, mit Ausnahme der Maschine, herstellen zu können.

Die Statistik weist nach, daß sich im Haushalt weit mehr Unfälle ereignen als in den Fabriken und daß es gefährlicher ist, ein Bad zu nehmen, als einen Eisenbahnzug zu benutzen.

In der Nahrungsmittel der Bevölkerung nicht der Reis, sondern die Sojabohne, die zu den ältesten Nahrungsmitteln der Welt gehört. Die Chinesen zählen sie zu den fünf heiligen Getreidearten. Sie enthält alles, was der menschliche Körper braucht, u. a. reichlich Fettstoff und Eiweiß. Durch Kochen und Gärung gewinnt man aus der Sojabohne Del, Sojamilch, Sojasaft und Käse. In Sojasaft werden von den Japanern jährlich 700 Millionen Liter verbraucht, und das Sojaböl verwendet die Hausfrau so wie die Italiener das Olivenöl. Die Restbestände der ausgepreißen Sojabohne werden als Viehfutter benutzt. Ungeheure Mengen Sojabohnen werden nach Europa ausgeführt und finden hier bei der Margarineherstellung Verwendung.

Das Wort Billard ist französischer Ursprungs, und zwar geht es auf die Bezeichnung „bille“ für Stock zurück. Das Spiel wurde allgemein eingeführt, als dem König Ludwig XIV. von seinen Ärzten verordnet wurde, nach den Maßregeln Bewegung zu machen. Infolgedessen spielte er Billard.

Einer der Haupterwerbszweige der Japaner ist die Fischerei, und zwar kommt etwa ein Drittel aller gefangenen Fische der Welt auf das Konto der Japaner.

Als beste Anregung für Abspannungszustände wird ein Stück Zucker empfohlen, das sogar bei Sportleuten, die eine große Leistung hinter sich haben, fast immer unmittelbar erfrischend wirkt.

Heiteres

Ritterlichkeit. „Naten Sie, wie alt ich bin?“ forderte die bejahrte „Nis ihren Tischherrn auf. — „Das kann ich nicht“, zog der sich aus der Affäre. „Aber man sieht es Ihnen nicht an...“

Der Bürgermeister. Die beiden kleinen Jungen unterhielten sich über ihre Heimatstädtchen. „Wir haben einen Bürgermeister in unserer Stadt“, sagte der eine von ihnen. — „Haben wir auch“, war die Entgegnung des andern. — „Aber unser trägt eine große Steile um den Hals!“ — „Wirklich? Wir lassen unsern frei herumlaufen.“

Shaw. ? Tische sprach man von der Ehe. Jemand wandte sich an Bernard Shaw und sagte: „Der Mann, der seine Frau schlecht behandelt, verdient, daß ihm das Haus über dem Kopf angezündet wird!“ — Shaw, der diesen Mann gut kannte, lächelte: „Nun, ich glaube, Sie werden Ihr Haus gut versichert haben!“

Das kleine Andenken. „Ich bin ein großer Verehrer Ihres verstorbenen Vaters gewesen“, sagte der junge Gelehrte zu der Witwe eines kürzlich dahingeshiedenen Forschers. „Haben Sie nicht irgendein kleines Andenken, das mich immer an ihn erinnern könnte?“ „Nichts, das ich wüßte“, erwiderte die würdige Dame erötend, „außer mir!“

Unbeabsichtigt. „Und dann habe ich Betty gefragt, ob sie meine Frau werden wollte. Aber ich hatte kein Glück...“ — „Hast du ihr denn gar nichts von deinem reichen Erbonkel erzählt?“ — Doch. Das ist es ja gerade. Jetzt ist sie meine Tante!“

Umschrieben. Richter: „Sie werden beschuldigt, die Klägerin eine Gans genannt zu haben! Stimmt das?“ — Angeklagter: „Ich habe nur zu der Klägerin gesagt, sie würde eine gute Gabe Gottes sein, wenn sie gebraten wäre!“

Schach-Ecke

SCHACHAUFGABE Nr. 168.

Von Josef Hyna, Hostomitz a. B.



Schwarz: Kd8, Dc8, Ta8, d8, Lg8, Bc6 (6). Weiß: Kd4, Dc4, Tg7, Lg2, Sp5, f3, Bf6. (7) Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 165: Spd3 — f4! (c7 — c8 scheidet an Da2 — c2!)

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, sämtlich Kwikau; Hyna Josef, Hyna Franz, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, Grashüpfer aus Hostomitz; Fiedler Emil, Oberbirkigt; Lösel Richard, Hochdobern; Schiketanz Franz u. Schiketanz Wilhelm, Eulau; Hahl Erwin, Nestersitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Rudek Peter; Brux; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinnebler Emil, Tetschen; Grimmer Emil, Katharinaberg; Häbig Johann, Bergesgrün; Döhbert Max, Mildorf Adolf, Pachmann Reinhold, sämtlich Tischau; Ulbert Rudolf, Proseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Stoboda Josef, Nechwalitz.

Sektionsgründung in Eulau

Knapp vor Torschluss des Jahres 1933 gelang es in Eulau unter Assistenz des Kreisachtleiters Gen. Scharoch eine Schachsektion aufzurichten. Vor mehr als 20 Schachgenossen eröffnet Obmann Gen. Weigel die konstituierende Versammlung und begrüßte es, daß das Schachspiel auch in seinem Vereine, welcher einer der stärksten des 6. Bezirkes ist, festen Fuß faßt. Obwar Gen. Weigel selbst kein Schachspieler ist, so bringt er doch der jungen Arbeiterschachbewegung in unserem Verbands das größte Interesse entgegen und könnte somit vielen Vereinsobmännern, welche dem Schach fast feindlich gegenüberstehen, als gutes Vorbild dienen. Gen. Jäger sprach zur Einleitung einige Worte, worauf Gen. Scharoch in kurzem den Zweck und das Ziel der Arbeiterschachbewegung und den Wert des Schachs als geistiges Erziehungsmittel für die schaffende Bevölkerung zergliederte. Nach diesem wurde die Konstituierung durchgeführt und die Gen. Arno Krauspenhaar, Stastny Franz, Schiketanz Franz und Richard Hartsch in den Schachausschuß gewählt. Es entspann sich noch eine rege Debatte über organisatorische und technische Fragen, in welche auch unter anderen Bürgermeister des Windrich, welcher ein eifriger Förderer des Schachs ist, des öfters eintritt. Nach Abschluß der Versammlung spielte Gen. Scharoch gegen 13 starke Spieler simultan, welches sich auch einer größeren Anzahl „Kiebitze“ erfreute. Nach 3 1/2 Stunden Spieldauer konnte der Gast 10 Gewinne und 3 Remis buchen. Mit Rücksicht auf die starke Besetzung der Bretter ein sehr gutes Ergebnis. Die Sektion Eulau verspricht in Zukunft eine der stärksten und ansehnlichsten zu werden. Das erste Verlosturnier wurde bereits abgeschlossen, ein zweites ist zur Zeit noch im vollen Gange.

Alle Zuschriften, welche die Schachsektion Eulau betreffen, sind an Gen. Arno Krauspenhaar, Eulau-Merzdorf Nr. 28, b. Bodenbach, zu richten. Sch.